

Aufgeladenes Symbol
Die Politikerin Serap Kahriman spricht über Pluralität und Kopftuchverbote in der Schule. **DEBATTE 3**

Protest der Hilfswerke
Die Sparpolitik gefährdet die Nachhaltigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit. **HINTERGRUND 2**



Was Namen erzählen
Für den Namen kann man nichts, und doch prägt er die Identität. Auch Gott hat einen Namen. **DOSSIER 5–8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 15/August 2026
www.reformiert.info

Post CH AG

Gastbeitrag

Die Schweiz ist ein Versprechen

Bundesfeier Die Schweiz ist mehr, als sie ist. Und sie baut auf der Idee des Bundes: Unterschiedliche Menschen und Interessensgruppen suchen immer wieder neu einen gemeinsamen Nenner.



Ort des Zusammenhalts und der Gemeinschaft: Die Rütliwiese erzählt viele Geschichten.

Foto: Keystone SDA

Am 1. August finden in Städten und Gemeinden Bundesfeiern statt. Eine besondere Bedeutung hat die Feier auf der Rütliwiese, wo nach Friedrich Schillers Tell-Schauspiel der Bund der drei Urkantone geschlossen wurde. Eine Wiese mit vielen Geschichten. Auch jene von 1859, als die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) nach einer nationalen Geldsammlung die Wiese kaufte, damit ein Überbauungsprojekt vereitelte und sie dann 1860 dem Bund mit der Auflage schenkte, dass die Wiese künftig durch die SGG verwaltet werde.

Konfessionelle Gräben
Das nach dem Sonderbundskrieg immer noch zerrissene Land sollte einen Ort der Gemeinschaft und des Zusammenhalts erhalten. Es brauchte noch mehr solcher verbindenden Elemente, zum Beispiel den 1. August als Bundesfeiertag,

wie ihn der Bundesrat mit der 600-Jahr-Feier 1891 begründete. Er knüpfte damit an den Bundesbrief von 1291 an, der mit den Worten schliesst: «Geschehen im Jahre des Herrn 1291 zu Anfang des Monats August.» So viele Reden es an den Bundesfeiern gibt, so viele Aussagen darüber, was die Schweiz ausmacht, worauf sie sich gründet und wohin sie sich bewegen soll. Ich habe selber schon etliche solcher Ansprachen gehalten, angefangen bei jenem Gottesdienst 1987, als ich als noch dänischer Staatsbürger zusammen mit dem katholischen Seelsorger, der aus dem damaligen Jugoslawien stammte, in Erstfeld eine ökumenische Feier gestalten durfte, bis hin zur Bundesfeieransprache auf dem Rütli vor zwei Jahren. Ob als Pfarrer, Politiker oder Präsident der SGG: Für mich hat sich der Bundesgedanke als Herzstück

herauskristallisiert. Er umfasst jenen Bund von 1291, wo sich die Urkantone zum Schutz und Erhalt Beistand, Rat und Förderung zusagen gegen Gewalt und Unrecht an Leib und Gut. Er umfasst die späteren Bundesbriefe einer wachsenden Gemeinschaft von Eidgenossen. Und er prägt für mich auch die Verfassung von 1848 und ihre vielfältigen Ergänzungen der vergangenen 178 Jahre.

Dem Frieden verpflichtet
Ein Bund ist ein Gemeinschaftswerk. Er wird mit anderen geschlossen und hält fest, worauf sich alle geeinigt haben. Er ist Ausdruck von Einigkeit und für die Beteiligten bindend. Sie übernehmen gemeinsame Pflichten und Verantwortung. Auf diese Weise verbindet er alle zu einer Schicksalsgemeinschaft, denn der Bund gilt, was immer auch geschehen möge. Der Bund von 1291 versteht sich

ausdrücklich als Friedensordnung, die dauerhaft gelten soll. Einem Bündnis wohnt etwas Statisches inne. Dies betrifft jedoch nicht so sehr den Inhalt, der – Belege dafür sind bereits die vielen späteren Bundesbriefe und später die Bundesverfassung – sich laufend ändert und auf die Anforderungen der Zeit reagiert. Das Statische betrifft den Charakter. Der Bund ist Ausdruck von Verbundenheit, Einigkeit und Verbindlichkeit und dient dem Frieden.

Alles andere als ein Deal
Ein Bund ist kein Deal. Beim Deal zählt nicht nur der Inhalt, sein Charakter kann sich jederzeit ändern, wenn sich die Machtverhältnisse verschieben. Ein Bund geht von Gleichberechtigung aus, Deals kümmern sich nicht darum. So sind die Menschen in jeder Zeit wieder gefordert, den gemeinsamen Nenner zu finden. Eine Si-

syphus-Aufgabe, die nie zu einem Ende kommt. Eine Aufgabe, für die eigens die Demokratie in spezifischer Schweizer Prägung entwickelt wurde, mit jährlich vier Abstimmungsterminen, bei denen sogar die Verfassung laufend geändert wird. Diese Dynamik gewährleistet, dass wir uns nicht auf dem Erreichten ausruhen, uns selbstzufrieden zurücklehnen und später feststellen müssen, dass wir Entwicklungen verpasst haben und abgehängt worden sind.

Beständig ist der Wandel
Wir bleiben dank der Anpassungsfähigkeit des Bundes nicht nur up to date. Wir tragen vielmehr dem Beständigsten, nämlich dem Wandel, Rechnung. Wir wissen stets, dass es das Bessere gibt. Und wir bleiben ihm auf der Spur, geben uns mit dem Guten nicht zufrieden. Garant dafür

Wir wissen stets, dass es das Bessere gibt, und bleiben ihm auf der Spur.

ist nicht irgendjemand. Als Garant wird sowohl im Bundesbrief 1291 als auch in der Verfassung Gott genannt. Meistens wird dies verkürzt verstanden: Gott garantiert den Bestand. Das tut er auch, aber nicht nur. Gott weist über die Zeit hinaus, über das Heute in die Zukunft, ja sogar in die Ewigkeit. Er vereinigt alle Zeiten in sich. Und somit auch allen Wandel, alle Veränderungen, alle Anpassungen. Gott ist auch der Garant für das, was noch werden wird, für das Bessere, für das Mehr.

Ein Land im Quadrat
Wollen wir dieses Versprechen auf einen Nenner bringen, dann ver-dichtet sich mir dies in der Schweizer-fahne. Als einzige Landes-fahne weltweit bleibt sie die gleiche, wie man sie auch wendet und dreht. Sie verdankt dies ihrer quadratischen Form. Die Schweiz im Quadrat sozusagen. Und das gilt nicht nur wörtlich, sondern auch im übertragenen, an die Ma-thematik angelehnten Sinne. Die Schweiz im Quadrat potenziert sich selbst. Sie ist mehr als die vergangene und heutige Realität. Sie ist auch das, was sie noch werden kann. Sie ist ein Versprechen auf mehr. **Anders Stokholm**

Anders Stokholm ist Pfarrer in Erlenbach und Präsident der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft. Bis 2025 war er Stadtpräsident von Frauenfeld.

Fluchtwege werden gefährlicher

Migration Laut der Internationalen Organisation für Migration sind seit Januar 2676 Menschen auf Migrati-onsrouten ums Leben gekommen. 1570 Geflüchtete sind auf dem Weg nach Europa verschollen. Die Orga-nisation beruft sich auf Zahlen der Vereinten Nationen. Der irreguläre Fluchtweg nach Europa sei noch gefährlicher geworden. fmr

König Charles setzt ein Zeichen der Toleranz

Religion Der britische König gilt als weltliches Oberhaupt der anglika-nischen Kirche und trug deshalb bis jetzt den Titel «Verteidiger des Glau-bens». In seinem Rechenschaftsbe-richt nimmt der amtierende König Charles jedoch eine Neuausrichtung vor und nennt sich neu «Beschützer des Raums für den Glauben in einer multireligiösen Nation». Die Wende kommt nicht überraschend. Bereits 1994 hatte Charles, dem Spiritualität wichtig ist, die Formulierung kriti-siert und sich stattdessen zur Vertei-digung der Religionsfreiheit und der Rechte aller Gläubigen bekannt. fmr

Hintergründe: reformiert.info/charles

Keine Ausnahme mehr für die Pfarrer

Dienstpflicht Mit dem neuen Mili-tär-gesetz sind Pfarrer nicht mehr von der Dienstpflicht befreit. Bis-her wurden Pfarrer, die nicht in der Armee-seelsorge dienten, nicht auf-geboten. Wie die Aufrechterhaltung der medizinischen Versorgung durch Ärzte galt die Tätigkeit in der Kirch-gemeinde als Grund für die Ausnah-me. Die Evangelisch-reformierte Kir-che kritisiert den Entscheid. Sie war aber zur Vernehmlassung gar nicht erst eingeladen worden. fmr

Konkrete Beweise für Kriegsverbrechen

Justiz Der Internationale Strafge-richtshof in Den Haag vermeldet wichtige Fortschritte bei seinen Er-mittlungen im sudanesischen Bür-gerkrieg. Die Anklage hat die Mas-saker in den Städten Al-Faschir und Al-Dschunaina untersucht und will schon bald «konkrete Beweise» für Kriegsverbrechen der RSF-Milizen vorlegen. Im seit drei Jahren andau-ernden Kampf um die Darfur-Regi-on griffen die Milizen und die regu-läre Armee wiederholt gezielt die Zivilbevölkerung an. fmr

Auch das noch

Der Bus zur Hölle ist zurück

Verkehr Weil konservative Katho-liken protestierten, hat der polni-sche Betreiber der Buslinie 666 auf die Halbinsel Hel alle Fahrzeuge mit 669 angeschrieben. Nun hat Bran-chenriese Flixbus übernommen und fährt wieder den Höllenbus. Die Kri-tiker wittern «satanistische Propa-ganda». Vielleicht sollten sie die Of-fenbarung genauer lesen: 666 meint keinen Teufel weit weg in irgendei-ner Hölle, sondern Kaiser Nero, der die Christen brutal verfolgte. Die bi-blischen Autoren wussten: Das Bö-se ist ein irdisches Phänomen. fmr



Die Lage nach den Beben in Venezuela ist katastrophal. Bereits davor fehlte es an Grundlegendem.

Foto: Keystone

Die Appelle verhallen ungehört

Entwicklungspolitik Die erneute Sparrunde des Bundes in der internationalen Zusammenarbeit stösst bei den Hilfswerken auf Unverständnis. Nach-haltigkeit und Armutsbekämpfung blieben auf der Strecke, kritisieren sie.

Ein schweres Erdbeben hat Vene-zuela am 24. Juni erschüttert. Tausende starben oder wurden verletzt, die Infrastruktur ist schwer beschädigt. Die Nothilfe lief rasch an: Mehrere Länder und Hilfswerke leisten Hilfe mit Nahrung, Obdach und Gesund-heitsversorgung. Dennoch fehlt vie-lerorts das Nötigste.

Die Versorgungslücken bestan-den schon vor dem Erdbeben. Laut Unicef war zuvor nur rund ein Drit-tel des humanitären Bedarfs in Ve-nezuela gedeckt. Diese Mangellage habe sich durch weltweite Kürzun-gen in der internationalen Zusam-menarbeit (IZA) in den letzten Mo-naten drastisch verschärft.

Das zeigt sich auch in anderen Krisengebieten: Konflikte und Kli-maschäden treffen Regionen, in de-nen die Grundversorgung durch Kür-zungen bereits geschwächt ist. Eine

im Fachmagazin «The Lancet» ver-öffentlichte Studie zeigt, dass die drastischen Einsparungen sowie der Rückzug der US-Entwicklungshilfe über USAID bis 2030 zu mehr als 14 Millionen zusätzlichen, vermeid-baren Todesfällen führen könnten.

Ein negativer Trend

Der Rückzug der USA ist kein Ein-zelfall. Zahlreiche Staaten haben ih-re Ausgaben für die internationale Zusammenarbeit zurückgefahren. Und auch die Schweiz kürzt. Trotz eindringlicher Appelle von Hilfswer-ken hat sie soeben die Mittel für die internationale Zusammenarbeit er-neut gekürzt.

Nachdem das Parlament das Bud-get 2025 bereits um 110 Millionen Franken gekürzt hatte, will der Bun-desrat von 2027 bis 2030 weitere 113 Millionen Franken einsparen.

Begründet wird dies mit einer stär-keren Gewichtung der Nothilfe, ei-nem Fokus auf weniger Länder und Themen sowie einer geografischen Bündelung der Projekte.

Bei Karolina Frischkopf, Direk-torin des Hilfswerks der Evange-

«Die Schweiz verfehlt ihr selbst gestecktes Ziel deutlich.»

Laura Ebnetter
Alliance Sud

Konservative Meister der Inszenierung

Vatikan Die Piusbrüder setzen sich über die Drohung des Papstes hinweg und provozieren mit einer Bischofsweihe ihre Exkommunikation.

Ein kleiner Weiler im Unterwallis wurde am 1. Juli Schauplatz katho-lischer Kirchengeschichte. Die Pi-usbruderschaft weihte in Ecône vier Bischöfe. Gegen den ausdrücklichen Willen des Vatikans. Damit provo-zierte die erzkonservative Gemein-schaft, die sich 1970 um den franzö-sischen Erzbischof Marcel Lefebvre formiert hatte, den Ausschluss aus der katholischen Kirche. Beobach-ter sprechen vom grössten Schisma seit der Reformationszeit.

Eine Bischofsweihe ohne den Se-gen des Vatikans hat nach katholi-schem Kirchenrecht automatisch die

Exkommunikation zur Folge. Ein-geführt wurde die Regel bereits vor gut 70 Jahren, als das kommunisti-sche China versuchte, mit system-treuen Klerikern eine katholische Nationalkirche aufzubauen.

Judenfeindliche Ideologie

Die Piusbrüder verstehen sich als Gegenbewegung zum Zweiten Vati-kanischen Konzil und inszenieren sich als Vertreter der reinen Lehre. So halten sie an der judenfeindli-chen Ideologie fest, dass die Juden Jesus ans Kreuz ausgeliefert hätten und deshalb «Gottesmörder» seien.

Auch die Ökumene lehnen sie ab, denn Christinnen und Christen, die anderen Konfessionen angehören, sind für sie Ungläubige. In der Li-turgie setzen die Piusbrüder weiter-hin auf die alte tridentinische Mes-se: Der Priester betet auf Lateinisch mit dem Rücken zur Gemeinde.

Schon 1988 war es zum Bruch mit Rom gekommen. Lefebvre weihte damals ebenfalls vier Bischöfe, Papst Johannes Paul II. reagierte mit der Exkommunikation. 21 Jahre später hob sie sein Nachfolger Papst Bene-dikt XVI. wieder auf und schlug den Kurs der Annäherung ein.

Bezeichnenderweise kam es wie-derum nicht wegen der antisemiti-schen und erzkonservativen Geis-teshaltung der Splittergruppe, zu der weltweit rund 600 000 Chris-tinnen und Christen gehören sol-len, zum Eklat, sondern wegen ei-ner verbotenen Bischofsweihe.

«Es geht um Macht und die Vor-stellung einer absoluten Wahrheit», sagt Veronika Jehle, Co-Redaktions-

lich-reformierten Kirche Schweiz (Heks), stösst dieser Entscheid auf grosses Unverständnis. Sie verweist auf den internationalen Trend, wo-nach mehr Geld in Verteidigung und Rüstung fliesst, während in der Ent-wicklungszusammenarbeit laufend gekürzt wird: «Das ist ein kurzsich-tiger Entscheid. Die Politik spart bei der Konfliktprävention, obwohl sich damit Menschenleben retten lassen und künftigen Krisen vorgebeugt werden kann – und das trotz posi-tiver Staatsrechnung.»

Die internationale Zusammenar-beit stärke Bildung, Gesundheit und Rechtsstaatlichkeit und könne da-zu beitragen, Konflikte gar nicht erst eskalieren zu lassen. Was letztlich auch dazu beiträgt, dass humanitä-re Hilfe nicht notwendig wird.

Permanente Anpassung

Die Hilfswerke verwenden immer mehr Zeit darauf, die Planung und Budgets den aktuellen Entwicklun-gen anzupassen. Mission 21 berich-tet, dass Prioritäten verschoben und langfristige Projekte reduziert wer-den müssen, obwohl der Bedarf in vielen Ländern steigt. «Diese weite-re Sparrunde verschärft die Situati-on noch mehr», sagt Mission-21-Vize-direktorin Gaby Ullrich.

Das Missionswerk versucht den Wegfall öffentlicher Gelder mit ins-titutionellen Spenden aufzufangen. «Wir sind dankbar für die grosse Solidarität der Stiftungslandschaft in der Schweiz und vernetzen uns zunehmend auch international», so Ullrich. Einen vollständigen Ersatz der Bundesmittel hält sie indes für kaum erreichbar.

Mehr als Nothilfe leisten

Hilfsorganisationen verlangen einen raschen Kurswechsel: mehr Mittel für die nachhaltige Entwicklungs-hilfe statt Umschichtungen zuguns-ten der Nothilfe. Das Budget für die internationale Zusammenarbeit sol-le insgesamt erhöht werden und die Schweiz sich wieder dem Ziel annäh-ern, 0,7 Prozent des Bruttonatio-naleinkommens dafür einzusetzen.

Laut Alliance Sud, dem Kompe-tenzzentrum für internationale Zu-sammenarbeit und Entwicklungs-politik, liegt die Schweiz derzeit bei nur 0,46 Prozent. «Sie verfehlt so-wohl ihr eigenes Ziel von 0,5 Pro-zent als auch die internationale Vor-gabe deutlich», sagt Laura Ebnetter, Expertin für internationale Zusam-menarbeit. Die Quote von 0,7 Pro-zent erreichen nur wenige Länder, darunter Norwegen, Schweden und Dänemark. Anouk Holthuizen

leiterin des katholischen Magazins «Forum». Der Vatikan verteidige die Macht, Bischöfe in den Dienst zu be-rufen. «Die Piusbrüder kämpfen für die vermeintliche Wahrheit der ka-tholischen Tradition, die sie für un-veränderbar halten.»

Radikale Glaubenslehre

In Ecône erwiesen sich die Piusbrü-der als Meister der Inszenierung. Vie-le Medien berichteten prominent über die Messe unter freiem Him-mel, an der 15 000 Menschen teil-nahmen. Dank Geldgebern verbrei-tet die Bruderschaft ihre radikale Glaubenslehre in den sozialen Me-dien. Zuletzt eröffnete sie im ameri-kanischen Bundesstaat Kansas eine riesige Kirche. Felix Reich



Im Podcast verzweigen
Veronika Jehle und
Felix Reich die Piusbrüder:
reformiert.info/stammtisch

«Verbote befeuern den Fundamentalismus»

Bildung In mehreren Kantonen wird über ein Kopftuchverbot in Schulen debattiert. Die Zürcher Politikerin Serap Kahrman, die sich im interreligiösen Dialog engagiert, warnt vor negativen Folgen.

Eine Lehrerin trägt im Schulunterricht ein Kopftuch: Was bedeutet dieses Signal für Sie persönlich?
Serap Kahrman: Sie bekennt sich damit zum Islam, ihrem Glauben.

Beeinflusst dieses Bekenntnis die Art, wie die Lehrerin unterrichtet?
Ich sehe das relativ entspannt. Die Lehrerin wurde in der Schweiz ausgebildet und ist der Professionalität verpflichtet. Lehrerinnen und Lehrer haben wie alle anderen Personen in diesem Land eine Identität, die sichtbar sein darf.

In Eschenbach protestierten Eltern gegen die Anstellung einer Lehrerin, die ein Kopftuch trug. Der Regierungsrat und das Parlament des Kantons St. Gallen wollen nun das Volksschulgesetz anpassen. In Zürich ist eine Motion hängig.
Es gibt fast keine Lehrerinnen, die mit Kopftuch unterrichten wollen. Wir haben es mit einer Phantomdiskussion zu tun. Viel interessanter ist, was hinter der Debatte steckt: antimuslimischer Rassismus. Die Frage ist für mich nicht, weshalb eine Lehrerin ein Kopftuch trägt, sondern warum die Politik sie so anders behandelt als jene Lehrerinnen, die sich zu einem anderen Glauben bekennen. Wir sollten vielmehr darüber debattieren, warum wir es als Gesellschaft nicht aushalten, dass eine Lehrerin ein Kopftuch trägt.

Viele Menschen fühlen sich vom Kopftuch provoziert.
Ich nicht. Ich bin in einem liberal muslimischen Haushalt aufgewachsen. Seit meiner Kindheit kenne ich Frauen, die ein Kopftuch tragen. Ich projiziere nichts Problematisches auf das Kopftuch.

Haben Sie jemals überlegt, ein Kopftuch zu tragen?
Nein. Meine Mutter schickte meine Schwester und mich einmal in eine Koranschule. Schon als kleines Mädchen sagte ich ihr, dass ich daran kein Interesse habe. Damit war die Sache erledigt. In der Sekundarschule hat mich das Fach Religion, Kultur und Ethik sehr interessiert. Der Islam war für mich eher eine kulturelle Identität. Der Feiertagskalender war in meiner Familie wichtig. Auch meine Mutter trug nie ein Kopftuch. Es ist mir vor allem von meinen Grossmüttern her vertraut.

Dennoch kann in konservativen Gemeinschaften der Druck auf Frauen steigen, bestimmte religiöse Ansprüche zu erfüllen und sich eben auch entsprechend zu kleiden.
Die Ursache dafür sind patriarchale Strukturen, die es in allen Religionen



«Nur weil eine Religion unsichtbar wird, verschwindet sie nicht»: Serap Kahrman über den Islam.

Foto: Véronique Hoegger

gibt. Fundamentalistische Einstellungen kollidieren immer mit liberalen Werten. Das Problem ist nicht das Kopftuch, problematisch sind die Machtverhältnisse dahinter. Die Gleichstellung ist übrigens auch in vielen christlichen Kirchen bis heute noch nicht Realität.

Der St. Galler Kantonsrat überwies zuletzt eine Motion, die Lehrpersonen religiöse Symbole im Unterricht untersagt. Im Zürcher Kantonsrat ist eine Motion hängig, die Kopftücher aus Kindergärten und Schulen verbannen will, weil sie «christlichen, humanistischen und demokratischen Werten», an denen sich die Volksschule orientiere, widersprüchen. Das Bundesgericht wies ein Kopftuchverbot für Schülerinnen 2015 als unverhältnismässigen Eingriff in die Religionsfreiheit ab.

Ist das Kopftuch eher ein patriarchales als ein religiöses Symbol?
Studien zeigen, dass die Gründe, warum Frauen ein Kopftuch tragen, mannigfaltig sind. Der Anteil jener Frauen, die es aus Zwang tragen oder weil sie sich dem Mann freiwillig unterordnen wollen, ist gering. Die meisten Frauen nennen spirituelle und kulturelle Motive.

Trotzdem kommt das Kopftuch aus einer Tradition, in der sich Frauen vor Männern verhüllen müssen.
Wird auf eine Frau Druck ausgeübt, gilt es einzugreifen. Nötigung ist strafbar. Insbesondere wenn Mädchen betroffen sind, ist der Staat gefordert, dann geht es um das Kindeswohl. Umso widersprüchlicher ist es aber, dass ausgerechnet jene politischen Kreise, die zuletzt eine gesetzliche Verankerung der gewaltfreien Erziehung als unzulässigen Eingriff

in die Erziehungsfreiheit ablehnten, ein Kopftuchverbot mit dem Schutz von Mädchen begründen. Wenn es gegen den Islam geht, wird das Kindeswohl zum Argument. Geht es jedoch um alle Kinder, dann wird die Position der Eltern gestärkt, sogar wenn Gewalt im Spiel ist.

Für Sie steckt allein Islamfeindlichkeit hinter dem Kopftuchverbot?
Jedenfalls ist es der SVP gelungen, das Narrativ einer angeblichen Islamisierung durchzusetzen. Auch bereits mit dem Minarettverbot sollte der Islam unsichtbar werden, nun sind die Frauen mit Kopftuch dran. Nur weil etwas nicht mehr sichtbar ist, verschwindet es nicht. Wird eine Frau gezwungen, ein Kopftuch anzuziehen, es aber am Arbeitsplatz ablegen muss, bleibt sie zu Hause. Sie wird in ihrer Selbstbestimmung noch stärker eingeschränkt.

Serap Kahrman

Für die Grünliberale Partei politisiert Serap Kahrman im Parlament der Stadt Zürich. Nach der Lehre als Gärtnerin studierte sie Wirtschaftsrecht und Rechtswissenschaften. Heute leitet sie die Koordinationsstelle für Umweltschutz des Kantons Schaffhausen und ist zudem wissenschaftliche Mitarbeiterin im Rechtsdienst des Departements des Innern. Kahrman ist Mitglied der jüdisch-muslimischen Dialoggruppe GemeinsamEinsam. 1990 geboren, wuchs sie im Toggenburg auf. Ihre Eltern und Grosseltern kommen aus der Türkei und arbeiteten in Schweizer Fabriken.

Müsste die Schule aus liberaler Perspektive nicht ein neutraler Ort sein, der frei ist von religiösen und weltanschaulichen Symbolen?
Die Schule ist ein Ort der Begegnung. Auch ein Kind hat das Recht, seine Religion so auszuüben, wie es möchte. In der Schule können die Kinder viel über Pluralität lernen: was es bedeutet, verschiedene Meinungen, Weltanschauungen und Religionen zu haben. Nur so können sie Toleranz und Resilienz entwickeln. Ein Kopftuchverbot sendet das fatale Signal, dass ein Mädchen irgendwie falsch ist. Das kann Scham, Wut und Diskriminierungsgefühle auslösen. Neutralität bedeutet nicht, dass Men-

«Ich wehre mich dagegen, dass wir auf das Ringen um Werte mit Regulierung reagieren.»

schen ihre Identität ablegen müssen. Neutralität bedeutet, dass der Staat keine Religion bevorzugt oder eine andere benachteiligt.

Wie soll über Irritationen, die ein Kopftuch auslöst, angemessen gesprochen werden? Es kann doch wütend machen, wenn Frauen sich verhüllen sollen, statt dass sich die Männer im Griff haben müssen.
Es wäre falsch zu sagen, wir hätten kein Problem. Solche Projektionen gibt es. Und ich kann nachvollziehen, woher die Irritation kommt. Mich macht auch vieles wütend. Aber ich muss dieses Gefühl aushalten, solange ich meine Grundrechte ausüben kann und meine Freiheit nicht eingeschränkt wird.

Ein Kopftuchverbot signalisiert, welche Werte in der Schule gelten.
Ich wehre mich dagegen, dass wir auf Wertedebatten mit Regulierungen reagieren. Verbote befeuern den Fundamentalismus. Denn radikale Kräfte erheben das Kopftuch zu einem Kampfsymbol, wenn Frauen, die es tragen, marginalisiert und diskriminiert werden. Vielleicht gründen sie muslimische Privatschulen.

Diese Gefahr sehen Sie?
Natürlich. Es stünden wohl auch Geldgeber bereit. Wir kennen in der Schweiz schon lange konfessionelle Privatschulen. Ich fände es sehr bedauerlich, wenn mein Kind in einer Volksschule unterrichtet würde, in der alle Kinder einer gesellschaftlichen Norm entsprechen. Ich will keine Parallelgesellschaften wie in Frankreich. Die Pluralität soll sichtbar bleiben. Interview: Felix Reich

Kopftuchverbot in drei Kantonen

In Bern, Genf und Schwyz dürfen Lehrerinnen im Unterricht kein Kopftuch tragen. Das Bundesgericht hatte 1996 die Entlassung einer Genfer Primarlehrerin, die zum Islam konvertiert war, gestützt. Der Berner Regierungsrat bekräftigte das Verbot im letzten Jahr: «Lehrpersonen repräsentieren als Vertreterinnen und Vertreter des Staats dessen religiöse Neutralität.»



Wartezimmer und Aufenthaltsraum in einem: Die DFA in Zürich hilft bei der Stellensuche und unterstützt in rechtlichen Fragen.

Foto: Sophie Stieger

Am digitalen Dossier scheitern viele

Diakonie Die ökumenische Fachstelle DFA berät seit 50 Jahren kostenlos und unabhängig Menschen bei Fragen rund um Stellenverlust und Arbeitslosigkeit. Das Angebot ist nötiger denn je.

Wohnlich, hell und freundlich wirkt der Aufenthaltsraum der kirchlichen Fachstelle bei Arbeitslosigkeit (DFA) am Stauffacher. Eine Frau in farbi- ger Bluse studiert am kleinen Tisch beim Fenster das durch die DFA er- stellte Stellenbulletin. Gleich hat sie einen Termin bei der Bewerbungs- beratung. Früher sei es hier immer

ziemlich voll gewesen, sagt DFA-Lei- terin Katharina Engeler und deutet auf den grossen Raum. «Man muss- te sich bei uns nicht anmelden, des- halb standen die Leute oft bis ins Treppenhaus Schlange.» Die Beratungsstelle sei für die Rat- suchenden eine Art Treffpunkt ge- wesen, sagt Bewerbungsberaterin

Monika Badreddine. Die Kehrseite davon war allerdings: Wer vor En- de der Öffnungszeiten nicht an die Reihe gekommen war, musste un- verrichteter Dinge wieder gehen.

Viele Kurzberatungen Die DFA ist ein kostenloses Be- ratungsangebot der Kirche, das Leu- te unabhängig von Alter, Herkunft oder Religion bei Fragen rund um Arbeitslosigkeit unterstützt. «Eine telefonische Kurzberatung erhalten alle», sagt Engeler. «Wir sind aber vorwiegend für jene Menschen da, die durch einen Stellenverlust zwis- chen Stuhl und Bank fallen, psy- chosoziale Unterstützung benöti- gen oder sich keine kostenpflichtige Rechtsberatung leisten können.» Im letzten Jahr wurden 6759 Beratun- gen in Anspruch genommen, davon waren 4252 Kurzberatungen. Seit der Corona-Pandemie hat sich vieles verändert. Etwa, dass es Be- ratungstermine vor Ort nur noch nach telefonischer Vereinbarung gibt. Be- sondern einschneidend sei die Digi- talisierung, sagt Engeler. «Sie über-

fordert viele unserer Klienten und Klientinnen», sagt die Leiterin. Für die meisten Jobs müssen sich Stellensuchende online bewerben, meistens mit einem digitalen Dossi- er. «Menschen mit wenig oder gar keiner Schulbildung und geringen Deutschkenntnissen, ein Grossteil unserer Klientel, schaffen das allein oft nicht.» Die Beratungen seien des- halb zeitintensiver als früher.

«Es kommen oft Leute, die von heute auf morgen keinen Lohn mehr erhalten.»

Liliane Schmidt
Rechtsberaterin bei der DFA

Die DFA gibt es bereits seit 50 Jah- ren. Ausgelöst durch die Erdölkri- se, geriet die Wirtschaft anfangs der 1970er-Jahre in die erste grosse Re- zession der Nachkriegszeit. Viele Menschen verloren ihre Arbeitsstel- le. Um sie zu unterstützen, richteten die katholische und die reformierte Landeskirche Zürich gemeinsam ei- nen Solidaritätsfonds ein. Daraus entstand dann die Dienststelle für Arbeitslose DfA, wie sie zu Beginn hiess. 1976 nahm sie mit drei Mitar- beitenden in Winterthur und Zü- rich ihre Tätigkeit auf. In den folgenden Jahrzehnten ent- wickelte sich die DFA weiter und re- agierte auf die sich wandelnden An- forderungen. 2016 schlossen sich die drei Standorte Uster, Winter- thur und Zürich zusammen. Viele Kontaktaufnahmen betref- fen derzeit rechtliche Fragen zum Arbeits- und Arbeitslosenversiche- rungsgesetz. «Manchmal verstehen die Leute auch nicht, dass im An- meldebestätigungsmail des RAV ein Link zu einem Formular ist, das sie ausfüllen und zurückschicken müs- sen», sagt Badreddine. Oder sie ver- passen einen Termin und werden mit Einstelltagen bestraft. «Sie er- halten dann weniger Geld von der Arbeitslosenkasse und wissen nicht, wieso. Bei einem sowieso schon klei- nen Einkommen führt das zu zu- sätzlichem Stress.»

Das Risiko wird ausgelagert In den Anfragen spiegelt sich die La- ge auf dem Arbeitsmarkt. «Es kom- men häufiger Leute, die von heute auf morgen keinen Lohn mehr er- halten, weil ihr Arbeitgeber Kon- kursgegangen ist», sagt DFA-Rechts- beraterin Liliane Schmidt. An allen drei Standorten stellen die Beraterinnen und Berater fest, dass die Arbeit im Stundenlohn und auf Abruf zunimmt. Dies komme in der Pflege, Reinigung und Gastro- nomie vor, auch bei grossen Institu- tionen und Marktführern, welche die Einsätze an Subunternehmen auslagern. «Damit überwälzt man das Betriebsrisiko auf die Arbeit- nehmenden», kritisiert die Juristin. Oft sei es schwierig, aus einem sol- chen Vertrag ohne finanzielle Ein- bussen wieder auszusteigen. Ein Team von 17 Beratern und Ju- ristinnen arbeiten bei der DFA. Sie versuchen, finanziellen Schaden zu mindern, beim Bewerben zu un- terstützen und, ganz wichtig: Sie ne- hmen sich Zeit zuzuhören. Oft stehe die psychosoziale Beratung im Mit- telpunkt, sagt Engeler: «Wir leben Diakonie.» **Veronica Bonilla Gurzeler**

Weibliche Sicht auf auf gute Führung

Gesellschaft In «Leadership» von Rita Famos reflektieren Frauen ihre Führungserfahrung und eröffnen neue Perspektiven auf die Leitung.

Dieses Buch hätte es in der vorlie- genden Form vor zehn Jahren noch nicht geben können. Obwohl auch schon damals ausser Frage stand, dass Frauen in Führungsrollen ge- hören, nicht zuletzt auch innerhalb der reformierten Kirche. Seither wurden in der Schweiz mehrere Frauen in leitende kirchli- che Ämter gewählt, die zuvor fast ausschliesslich von Männern besetzt waren. In Bern etwa Judith Pörksen Roder oder in Zürich Esther Straub, die seit 2020 beziehungsweise seit 2023 die jeweils kantonalen Lan- deskirchen leiten. Und natürlich Ri-

ta Famos. Als erste Frau steht sie seit 2021 der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) vor und ver- tritt die reformierten Kirchen in der nationalen Politik, in der Ökume- ne und im interreligiösen Dialog. **Ermutigen und ermächtigen** Der «anregende und unterstützen- de Austausch mit anderen Frauen in Spitzenämtern» in den vergan- genen Jahren hat die Theologin nun dazu inspiriert, den Sammelband «Leadership. Weibliche Perspekti- ven» herauszugeben. Das Buch soll der «gegenseitigen Ermutigung und

Ermächtigung» dienen, schreibt Fa- mos in der Einleitung, auch für Fra- uen, die ausserhalb der Kirche Füh- rungsrollen wahrnehmen. In ihren Aufsätzen beschreiben 18 Frauen ihre unterschiedlichen Erfahrungen in Leitungspositionen. Ein Teil von ihnen kommt aus dem kirchlichen Umfeld, wie Pörksen, Straub oder die libanesische Pasto- rin Najla Kassab, die bis 2025 Präsi- dentin der Weltgemeinschaft refor- mierter Kirchen war. Weitere Autorinnen sind in Poli- tik, Wirtschaft, Medizin und Gesell- schaft tätig, etwa Stephanie von Orel- li, die als ehemalige Co-Leiterin der Frauenklinik des Zürcher Stadtspi- tals Triemli schildert, wie Jobsharing in leitender Position gelingt. Man-

che Frauen schreiben sehr persön- lich, vermitteln damit ein anschau- liches Bild der beruflichen Laufbahn. Und alle befassen sich mit der Fra- ge, was gute Leadership ist. Die Präsidentin der Zürcher Han- delskammer, Karin Lenzlinger Die- denhofen, definiert den Begriff: Er werde im Sinne der visionären, in- spirierenden, charismatischen und gestaltenden Seite der Führungstä- tigkeit verwendet. «Im Gegensatz zur Managementtätigkeit, wo der Fokus auf Effizienz, Prozessen und Strukturen liegt.» **Ein hürdenreicher Weg** Bei der Lektüre der Beiträge wird deutlich, dass sich Frauen auf dem Weg an die Spitze bis heute mehr und andere Herausforderungen stel- len als Männern. Etwa weil sich Un- gleichheiten in den Bereichen wirt- schaftliche Sicherheit, Gesundheit und Bildung unmittelbar auf den Zugang zu Leitungspositionen aus- wirkten, wie Famos schreibt. So-

lange der Weg in die Führungsrolle für Frauen immer noch hürdenreich ist, müssten wir uns fragen, «wie wir junge Frauen so prägen, dass sie sich jede Rolle zutrauen», ist Fathima If- thikar, Generalsekretärin der Föde- ration Islamischer Dachorganisa- **«Wie prägen wir junge Frauen so, dass sie sich Führung zutrauen?»** Fathima Ifthikar
Generalsekretärin Fids **tionen Schweiz (Fids), überzeugt. Dafür brauche es Vorbilder. Im Buch über «Leadership» sind viele davon zu finden. Veronica Bonilla Gurzeler** Rita Famos (Hg.): Leadership. Weibliche Perspektiven. TVZ, 2026, 284 Seiten

Rita Famos und Simone Curau-Aeppli im ökumenischen Gespräch: reformiert.info/leadership

DOSSIER: Mein Name ist



Möglichst einzigartig, kurz und mit weichen Konsonanten

Gesellschaft Warum heisst ein Kind heute oft Mia und nur noch selten Maria? Die Namensforschung untersucht, woher Vornamen kommen, wie sie sich verbreiten, was sie über den Zeitgeist und gesellschaftliche Veränderungen verraten.

Eine Anzahl Buchstaben in einer bestimmten Reihenfolge: Aline, Malin, Lina, Lana, Laura, Boris, Doris, Granit, Geraldine, Michael.

Unser Vorname begleitet uns ein Leben lang. Täglich schreiben, lesen, hören, sprechen wir ihn. Dass der Name Spuren hinterlässt, liegt nahe, doch wie weit die Redewendung «nomen est omen» reicht, lässt sich nicht eindeutig nachweisen. Als Vermächtnis unserer Eltern sagt unser Name womöglich mehr über sie aus als über uns selbst.

Fast immer verrät der Rufname das Geschlecht der Person, die ihn trägt, und tut er es nicht, sind wir einen Moment irritiert, zumindest im schriftlichen Austausch. Manchmal gibt er Hinweise auf die Herkunft oder lässt das ungefähre Alter erraten. Denn Vornamen unterliegen Zeitströmungen und Mode, sie kommen und gehen.

Spitzenreiter
Das zeigt ein kurzer Blick in die Namensstatistik des Bundes. 1964 hies- sen neugeborene Mädchen am häu-

figsten Maria, Monika und Claudia und Buben Daniel, Thomas und Markus. Junge Leute finden diese Namen genauso altmodisch wie die heute 60-Jährigen Fritz oder Rosa aus der Vorgeneration.

Spitzenreiter sind bei den Mädchen aktuell Emma, Mia und Sofia, bei den Buben Noah, Liam und Matteo. Wer mehr wissen möchte über die Verbreitung einzelner Vornamen, kann sich auf verschiedenen Websites durch Beliebtheitskurven, Ranglisten und Datenbanken klicken und dabei problemlos einige Zeit verlieren.

Zu Vornamen forscht beruflich Simone Berchtold Schiestl. Für die Sprachwissenschaftlerin an der Universität Zürich sind Namen deshalb besonders faszinierend, weil sie an der Schnittstelle von Religionswissenschaften, Linguistik, Soziologie und Alltagskultur liegen. Der Trend zu mehr Individualität spiegle sich auch in der Namenswahl: «Alle wollen heutzutage einzigartig sein. Eltern drücken das mit dem Namen aus, den sie für ihr Kind wählen.»

In der Statistik finden sich deshalb viele ausgefallene Vornamen, die nur ein einziges Mal vergeben werden. Gleichzeitig erreichen selbst die beliebtesten Vornamen längst nicht mehr die Verbreitung früherer Jahrzehnte: Maria kam 1964 auf 2040 Nennungen. Emma, die Spitzenreiterin im Jahr 2024, dagegen nur noch auf 364.

Kaum noch Ahnenreihen
Der Brauch, dass der älteste Sohn wie der Vater oder die Tochter wie die Mutter heisst, ist in der Schweiz selten geworden. So sagt Berchtold Schiestl: «In einer landwirtschaftlich und traditionell geprägten Gesellschaft setzte man eine Ahnenreihe fort, denn man dachte stärker in der Kategorie von Familie und nicht von Individuum.»

Für Vornamen interessiert sich die Wissenschaft erst seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vornamenssammlungen gibt es aber schon länger. Von Martin Luther ist ein in lateinischer Sprache verfasstes «Namen-Büchlein» erhalten, wel-

ches erstmals 1537 herausgegeben wurde und heute digital verfügbar ist. Darin finden sich vor allem viele germanische Männernamen, die längst verschwunden sind, etwa Minulfus, Gangolfus oder Tipold. Dietrich, Rudolfus und Eckart hingegen sind, leicht verändert, auch heute noch gebräuchlich.

Frauenamen enthält die Sammlung keine, ebenso wenig biblische Namen. Diese verbreiteten sich hierzulande mit der Christianisierung ab dem elften Jahrhundert und ver-

«Der Trend zur Individualität spiegelt sich in der Namensvielfalt.»

Simone Berchtold Schiestl
Namensforscherin Universität Zürich

drängten die Namen germanischer Krieger und Gottheiten. Bis heute sind David, Lukas, Elia, Benjamin, Lea, Magdalena und Elisabeth beliebt, oft in verkürzter Form: Ben, Luca, Lena, Lisa, Ella.

Zwei- oder gar einsilbige Namen sind heute besonders populär. Ebenfalls Namen, die sonor klingen und weiche Konsonanten enthalten wie L, M oder N. «Viel wichtiger als die Bedeutung eines Namens ist für die Eltern, dass dieser gut klingt», sagt Berchtold Schiestl.

Kein eindeutiges Geschlecht
Ein neuerer Trend sind Namen, die nicht eindeutig das Geschlecht verraten, wie Charlie, Elin, Toni oder Lou. Zuweilen entscheiden sich Erwachsene aber bei einer Namensänderung dafür. «Sie eignen sich auch dann, wenn Eltern ihr Kind frei von binären Geschlechterrollen entfalten lassen wollen», sagt die Namensforscherin. So wurde etwa Charlie 2024 insgesamt 98-mal vergeben: 39-mal für Mädchen und 59-mal für Buben. Veronica Bonilla Gurzeler

Konrad

Konrad



Konrad Schmid

Seit 2002 ist Konrad Schmid Professor für Alttestamentliche Wissenschaft und Frühjüdische Religionsgeschichte an der Universität Zürich. Er studierte in Zürich, Greifswald und München und wurde 1991 als Pfarrer ordiniert. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die innerbiblische Schriftauslegung sowie die Literatur, Religion und Geschichte des frühen Judentums.

«Wer jemandem einen anderen Namen gab, übte Macht aus»

Theologie Dass aus einem Sturmgott der alleinige Schöpfergott wurde, hat viel mit seinem Namen zu tun. Theologieprofessor Konrad Schmid spricht über den Föderalismus der Götter in der Antike und die inklusive Kraft des Alten Testaments.

Welche Bedeutung haben Namen in der Bibel?

Konrad Schmid: Namen sind wichtig. Das zeigt schon die Schöpfungsgeschichte. Die Genesis erzählt, wie Gott die Tiere erschafft, sie Menschen übergibt und zuschaut, wie der Mensch die Tiere benennt.

Aber der Mensch benennt und unterscheidet sie nur als Gattung, das einzelne Tier bleibt ohne Namen. Stimmt. Aber trotzdem passiert etwas ganz Wichtiges: Wenn in der Antike jemand jemandem einen Namen gibt, ist das immer ein Herrschaftsakt. Wenn der Mensch einer Tierart einen Namen gibt, so steht dahinter auch ein Besitzanspruch.

Und wenn Gott den Menschen einen Namen gibt, gilt dasselbe?

Ja, dafür ist der König Zedekia ein gutes Beispiel. Er hiess eigentlich Mattanja, das steht in der Bibel. Der babylonische Herrscher Nebukadnezar, der ihn als Vasallenkönig einsetzte, hat ihn umbenannt. Damit zeigte er, dass Zedekia gar kein autonomes Subjekt, sondern von ihm abhängig ist. Zedekia bedeutet auf Hebräisch übrigens Gerechtigkeit.

Immerhin vergab Nebukadnezar einen schmeichelhaften Namen. Wirklich schmeichelhaft ist der Name gar nicht. Vielmehr ist damit eine Intention verbunden: Nebukadnezar signalisiert mit der Namensgebung, dass er gerecht, nicht willkürlich handelt. Er legitimiert seinen Herrschaftsanspruch.

Vielleicht ist der Name also mehr Anspruch als Zuspruch: Zedekia soll gerecht und somit im Sinn von Nebukadnezar handeln. Vermutlich schon. Allerdings wird Zedekia dem Anspruch nicht gerecht. Er fällt ab, weshalb Nebukad-

nezar später Jerusalem zerstören wird. Abfallen bedeutet übrigens, die Steuerzahlungen einzustellen. Da ist die Bibel ganz helvetisch.

Auch Gott benennt Menschen um: etwa Jakob in Israel. Steckt dahinter das Motiv der Taufe, des Neuanfangs für einen Menschen?

Nein, die Umbenennung muss ebenfalls vor dem Hintergrund der Herrschaftsgeschichte interpretiert werden: Dass Jakob in Israel umgetauft wird, zeigt, dass er nun ganz in der Hand Gottes ist. Durchaus in Analogie zu dem, was Nebukadnezar mit Zedekia gemacht hat. Zudem wird in dieser Szene aus Genesis 32 virtuos mit Worten gespielt: Sie spielt am Fluss Jabbok, was ein Wortspiel ist, Jakob ringt mit einem Mann, der sich als Bote Gottes herausstellt, ringen heisst auf Hebräisch «abak».

Jakob wird zum Vasallen Gottes?

Genau. Er wird ja auch zum Stammvater des Volkes Israel.

Wie passt das zu Jakobs Ausspruch: «Ich lasse dich nicht, es sei denn, du segnest mich» (Gen 32,27)? Ein Segen ist doch keine Besitzergreifung. Das stimmt. Um den Widerspruch aufzulösen, gilt es, das alttestamentliche Konzept des Segnens zu verstehen: Es ist nie eine Einbahnstrasse, sondern auch eine Beziehung. Das hebräische Wort für segnen ist dasselbe wie für Gott preisen. Im Deutschen muss man deshalb das Wort je nach Kontext unterschiedlich wiedergeben.

Dann segnet im hebräischen Urtext der Mensch eigentlich auch Gott?

Ja. Und weil das in unserer Vorstellung nicht sein kann, trennten die Reformatoren und andere Übersetzer den ursprünglichen Begriff auf und sprachen vom Lobpreis.

Im Alten Testament hat Gott einen Namen: JHWH. Warum? In einer monotheistischen Religion muss Gott nicht unterschieden werden, der Koran spricht von Allah: Gott. Der biblische Gott kommt aus einem kulturgeschichtlichen Kontext, in dem es verschiedene Gottheiten gab. Für einen Gott muss nur dann ein Name vergeben werden, wenn es mehrere Götter gibt.

Und wer war dieser Gott?

Er war der Nationalgott von Israel und Juda. Auch andere Staaten hatten jeweils einen eigenen Gott, der im Tempel verehrt wurde.

Der Zuständigkeitsbereich Gottes endete also an der Landesgrenze?

Ja. Wer in einem fremden Land unterwegs war, brachte für eine sichere Reise dann halt einem anderen Gott ein Opfer dar.

In der Antike herrschte ein additiver Monotheismus, die Menschen verehrten immer nur einen Gott?

Für Kleinstaaten stimmt das. Staat und Religion waren eng verknüpft. Das Grossreich Ägypten hatte eine Vielzahl von Göttern, die aber als Repräsentation göttlicher Einheit verstanden wurden. Einzelne Götter, wie etwa der Sonnengott Re, waren auch übersetzbar, in Mesopotamien hiess er Schamasch.

Hatten die verschiedenen Götter also nicht nur Zuständigkeitsbereiche, sondern auch Aufgaben?

Ursprünglich schon. Von JHWH ist bekannt, dass er ein Wettergott war. In den ältesten biblischen Texten wie Richter 5 wird er als Sturmgott beschrieben, sein Auftritt wird oft mit Blitz und Donner begleitet.

Was ist die Bedeutung des Namens des alttestamentlichen Gottes?

Die Bibel gibt da die berühmte Antwort: «Ich bin, der ich bin» (Ex 3,14). Deshalb wurde der Name oft mit dem Verb «sein» verknüpft. Doch das geht nicht auf, naheliegender ist im Hebräischen die Verbindung zum Verb «wehen», das auf den Sturmgott hindeutet. Wirkmächtig wurde die griechische Übersetzung: «Ich bin der Seiende.» Damit wurde der Gottesname anschlussfähig für die griechische Philosophie.

Der Name Gottes ist in der Bibelübersetzung gar nicht zu finden.

Das hängt damit zusammen, dass ab dem zweiten Jahrhundert vor Christus der Gottesname nicht mehr ausgesprochen und durch «Herr» ersetzt wurde. Dem haben sich das Neue Testament und die griechischen Bibeln angeschlossen.

Das klingt patriarchal.

Natürlich kann man das so interpretieren. «Herr» ist jedoch zuerst eine Metapher: Gott wird als Herrscher über die Welt verstanden und erhält deshalb jene Attribute zugeschrieben, die auch die irdischen Herrscher auszeichnen.

«Die biblischen Autoren sprengen die Grenzen der Vorstellungen, die sie selbst von Gott hatten.»

Manchmal heisst in der Bibel Gott trotzdem einfach nur Gott.

Daran zeigt sich für mich eine der spannendsten Entwicklungen der biblischen Religionsgeschichte. «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde» (Gen 1,1). So beginnt die Bibel. Die biblischen Autoren schreiben also im babylonischen Exil nur von Gott, obwohl sie wissen, dass dieser JHWH heisst. Sie sind sich bewusst, dass es viel zu partikularistisch ist, von ihrem Nationalgott zu schreiben, und sprengen die Grenzen der eigenen Gottesvorstellung. Diese geistige Leistung kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Aus einem Gott wird Gott.

Genauer wäre, Gott in Kapitälchen zu schreiben. Das Wort, das die Klasse aller Gottheiten bezeichnet, wird als Eigenname gebraucht. Dadurch entsteht ein inklusiver Monotheismus. Es gibt nur einen Gott, der als solcher anrufbar ist. Unterschiedliche Kulturen mögen ihn unter anderen Namen kennen, aber er ist eigentlich immer derselbe.

Lässt sich der Schöpfungsbericht so inklusiv lesen? Dahinter steht doch auch ein Exklusivitätsanspruch.

Natürlich finden sich in der Bibel auch exkludierende Stellen. Zum Beispiel: «Ich bin der Herr und keiner sonst» (Jes 45,7). Damit wird gesagt, dass JHWH der einzige Gott ist, alle anderen Götter sind Hirngespinnste. Wenn aber der Begriff Gott zum Namen Gottes wird, steckt dahinter ein Gedanke, der für den interreligiösen Dialog leitend sein kann: Es gibt nur einen Gott, Religionen sind unterschiedliche, sich vielleicht widersprechende Offenbarungen und Erzählungen von diesem Gott. Aber letztlich beziehen sich alle Religionen auf den gleichen Gott. Interview: Felix Reich

Auf den Flügeln spiegelt sich der Himmel

Musik Ed O’Brien gelingt mit «Blue Morpho» ein wunderbar schwebendes Album. Es erzählt vom Weg aus einer Lebenskrise und ist getragen von einer Spiritualität, die den Trost in der Schöpfung findet.

Der Morphofalter schimmert blau. Obwohl ihm Farbpigmente fehlen. Seine Flügel sind mit unzähligen dünnen Schuppen besetzt, die aufgeschichtet sind wie Ziegel auf einem Dach. Sie fangen die blauen Lichtwellen auf und reflektieren sie. Auf den Flügeln des Schmetterlings, der in Zentralamerika verbreitet ist, leuchtet der Himmel.

Ed O’Brien ist Gitarrist der grandiosen Band Radiohead. Sein zweites Soloalbum trägt den Titel «Blue Morpho» und ist dem schillernden Schmetterling gewidmet. In seinen Liedern erzählt er von den Wundern der Schöpfung, in denen sich der Himmel spiegelt wie auf den Flügeln des flatternden Insekts.

Die Schönheit der Finsternis
Vor sechs Jahren rutschte O’Brien in eine lähmende Lebenskrise. Zuvor war das Leben des heute 58-jährigen Musikers 25 Jahre lang bestimmt worden von Radiohead, der Arbeit an den oft stilbildenden Platten, den Tourneen. Die fünf Freunde hatten ihre Karriere einst mit der Aussenseiterhymne «Creep» lanciert und sich seither musikalisch kontinuierlich weiterentwickelt.

Zudem hatte O’Brien soeben sein Solodebüt veröffentlicht. «Earth» war geprägt vom halben Jahr, das er mit der Familie in Brasilien am Rand des Regenwalds verbracht hatte.

«Die Zeit hat sich unauslöschlich in mein Herz eingebrannt», sagt er. Synkopische Rhythmen und elektronische Experimente kombinierte O’Brien mit kreisenden, zurückhaltend gesungenen Melodien und Versatzstücken aus der Volksmusik unterschiedlicher Kontinente.

Mit der Pandemie kam alles zum Stillstand. O’Brien fühlte sich ausgebrannt. Er zog sich auf sein Anwesen in Wales zurück, unternahm ausgedehnte Wanderungen durch moosbewachsene Wälder und einsame Hügelandschaften.

Intensiv befasste sich O’Brien mit den Werken des Dichters und Umweltaktivisten Wendell Berry, dem er das Motiv für seinen Schlüssel-song «Incarnations» verdankt: «Um



Musikalische Höhenflüge: Ed O’Brien ist Gitarrist bei Radiohead.

Foto: Getty Images

«Und dort ist ein Licht, das geduldig auf mich wartet.»

Ed O’Brien
«Incarnations»

die Dunkelheit zu verstehen, musst du in die Dunkelheit gehen.» Das Lied beginnt mit zarten Gitarrenak-korden, die klingen wie ein dünnes, in der Sonne glitzerndes Rinnsal, das mit der Resignation kontrastiert: «Falling deep into the hole / Can’t feel anything at all.»

Mit dem stampfenden Rhythmus und jedem neuen Instrument, das die Sonnenstrahlen durch das Blätterdach brechen lässt, hellt sich der

Song auf. «Open your eyes / And see the beauty in the dark.» Mit fremd-artig vertrauten Stimmen und einem immer komplexer werden Beat baut sich das vielschichtige Arrangement auf, bleibt jedoch jederzeit transparent. Der Weg führt durch die Angst hindurch. Sie geht nicht weg, sie verwandelt sich in Hoffnung und Vertrauen: «And there’s a light / Waiting patiently for me.»

Meditation und Gitarre
In Interviews spricht O’Brien offen über seine Krise, erzählt von seiner Selbstheilung. Er tut dies ehrlich und demütig: Er habe nur deshalb auf Medikamente verzichten können, weil ihm seine Privilegien die Freiheit gaben, «nicht sofort wieder funk-tionieren zu müssen».

Wichtig wurde für O’Brien die spirituelle Praxis der Meditation. «Sie hat mir sehr dabei geholfen, mich mit verdrängten, besonders schmerzhaften Dingen auseinander-zusetzen», erklärte er dem «Musik-

express». Und die Musik. Er zwang sich, jeden Tag zwei Stunden mit der Gitarre in seinem Heimstudio zu sitzen. Aus den Klangskizzen soll-ten später die Songs entstehen.

Wälder als Kathedralen
Ausserdem waren die Naturerfah-rungen zentral für den Weg zurück. Die Natur habe auf ihn einen «hei-lenden, ja erweckenden Effekt». Die Wälder bezeichnet O’Brien als Ka-thedralen: «Dort fühle ich mich ver-bunden mit dem Geist dieser Welt.» Der Pfad durch das Dunkel ans Licht, den auch der Text des Eröff-nungsstücks nachzeichnet, ist in allen sieben Songs präsent, die das Album versammelt. In die Kompo-sitionen fällt immer mehr Licht, oh-ne dass die Schatten der Trauer ver-schwinden. Doch das Leuchten, das hörbar wird, ist nun nicht mehr al-lein eine Spiegelung des Himmels. Es kommt von innen. **Felix Reich**

Ed O’Brien: Blue Morpho. 2026

Dana Grigorcea



Signierstunde und die Kühnheit der Frau Müller

In meiner Kindheit, im Bukarest der 1990er-Jahre, haben wir uns zum Geburtstag immer nur Bücher geschenkt: drei Bü-cher, schön eingepackt, mit grosser Schleife versehen, und einen Blumenstrauss für die Mutter des Geburtstagskinds. In jedem Buch stand eine lange, persönliche Widmung: warum es zum Be-schenken so gut passt und was wir an diesem Buch lieben.

Als ich meinen Mann, den Schrift-steller Perikles Monioudis, ken-nenlernte, staunte er, dass ich in «fremde» Bücher hineinschrei-be. Tatsächlich fiel mir auf, dass Schriftstellerinnen und Schrift-steller nur eigene Bücher signie-ren. Ausnahmen sind selten, bei Sammlern unter «Fremdsigna-turen» katalogisiert. Heute ge-niere auch ich mich, ins Werk ei-nes Kollegen zu schreiben, und signiere nur eigene Bücher, auf Le-sungen und in Buchhandlungen. Ich setze an, mit schwungvoller Schrift, aber manch einer brems-t mich aus: «Bitte nur Ihren Namen und das Datum, ich weiss noch nicht, wem ich es schenke!» Auch wird mir da und dort die Wid-mung diktiert: «Für den Nicht-Le-ser Hans-Ueli, ein Buch, das Dich bekehren wird!» Freundin-nen lassen sich manchmal zu zweit ein Buch signieren: So ge-hört ihnen das Buch zusammen.

Beim Literaturfestival, das ich dieses Jahr in München kuratierte, sind jeden Abend Leute am Ein-gang gestanden, um sich Autoren-widmungen zu holen. Ein Mäd-chen, von ihrer Tante vorgeschickt mit einem Stapel Bücher, sprach mich an: Sie habe die falsche Frau um eine Widmung gebeten, und diese habe tatsächlich das ei-ne Buch signiert und nicht mal mit dem Namen der Autorin, son-dern mit «Sabine Müller». Was tun? Ihre Tante würde sich sehr är-gern. Ich führte das Mädchen zur Autorin des Buchs, eine ältere Kollegin, die herzlich lachte und ihre Feder in die Hand nahm, um die Widmung der Frau Mül-ler zu ergänzen.

Wer von den Damen im Publikum wohl die Frau Müller sei, fragten wir uns auf der Bühne. Darauf sag-te die ältere Kollegin, sie hoffe, wir alle seien die eine Frau Müller, die den Mut dazu hatte, das Buch als ihr eigenes zu betrachten. Denn das sei die Literatur: ein Ange-bot zur Selbstbespiegelung. Das Buch gehöre dem Leser. Den kühnen unter ihnen besonders.

Die Schriftstellerin Dana Grigorcea schreibt in ihrer Kolumne für «reformiert.» über das Thema «Heimat ist überall». Illustration: Grafilu

Lebensfragen

Werde ich untreu, wenn ich mehr Freiheit will?

Unsere Kinder sind am Ausflie-gen, und ich möchte den Kontakt zu einer alten Studienfreundin etwas intensiver pflegen. Meine Frau bezeichnet das als emotio-nales Fremdgehen, sie wirft mir vor, ich sei untreu. Ich liebe meine Frau, aber ich sehne mich nach etwas mehr Freiheit für eigene Pläne.

Nach der intensiven Kinderphase hegen viele den Wunsch nach mehr Freiraum. Ihre Pläne, eine alte Freundschaft mehr zu pflegen, trifft bei Ihrer Frau aber einen empfindlichen Nerv. Untreue ist für viele weit mehr als eine Frage von Sex. Jedes Paar hat eigene Vor-stellungen von Treue – manchmal klar besprochen, oft schweigend vorausgesetzt. Problematisch wird es, wenn sich eine Person zu-rückgesetzt oder übergangen fühlt. Der Schmerz entsteht häufig nicht durch das Verhalten des Part-ners, sondern durch das Gefühl: Da ist jemand, der mehr Raum be-kommt als ich.

Viele Beziehungen beruhen auf einem unausgesprochenen «Ver-trag». Über die Jahre entstehen Gewohnheiten und Regeln, ohne dass man je bewusst darüber ge-sprochen hätte. Das funktioniert, solange beide zufrieden sind.

Doch neue Lebensphasen bringen neue Wünsche mit sich, und manchmal müssen auch alte Ver-einbarungen auf den Prüfstand.

Möglicherweise steckt hinter dem Verhalten Ihrer Frau viel weni-ger Misstrauen als Unsicherheit. Was bedeutet Ihr Wunsch nach mehr Unabhängigkeit für die ge-meinsame Zukunft? Wie soll Ihr gemeinsames Leben ohne die Kinder aussehen? In der Antwort auf diese Fragen liegt die Chance. Suchen Sie das Gespräch, nicht als Verteidigung Ihrer Besuche bei der Studienfreundin, sondern als gemeinsame Entdeckungsreise. Hören Sie, was Ihre Frau beschäf-tigt, erzählen Sie offen, was Ihnen diese Freundschaft bedeutet.

Mindestens so wichtig ist die Fra-ge: Was möchten Sie beide als Paar erleben? Was verbindet Sie nach all diesen Jahren? Es hilft,

Ihre Gedanken erst aufzuschrei-ben. Sagen Sie Ihrer Frau ruhig, was Sie an ihr lieben. Am Ende geht es vermutlich darum, was Sie mit ihr gestalten möchten. Solche Gespräche können die Bezie-hung beleben.



Salome Roesch,
Paarberatung
im Kanton Zürich

Lebensfragen. Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Corinne Dobler (Seelsorge), Martin Bachmann und Salome Roesch (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Preyergasse 13, 8001 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Tipps

Musik

Gesungenes Zeichen für den Frieden

Der Schweizer ChoR inteR kultuR pflegt mit seinen Projekten stets den Austausch mit fremden (Musik-)Kulturen. Dieses Jahr steht ein ganz besonderes Vorhaben mit einer starken politischen Botschaft an. Für ein palästinensisch-israelisches Zusammenkommen lädt der Chor zwei Gastensembles ein: Der Jerusalem Knights Choir aus Ostjerusalem und das Ensemble Sonora aus Tel Aviv treten in der Schweiz zu gemeinsamen Konzerten auf. sw

Wind of Change. 23. August, 19 Uhr, Citykirche Offener St. Jakob, Zürich



Mitglieder des Ensembles Sonora aus Tel Aviv.

Foto: zvg

Kirche



Kunst am Bau.

Foto: Arnd Wiegmann

Theologisches Gespräch über Kunst und Kirche

Derzeit zieren Arbeiten von Shirana Shahbazi das Grossmünster. Vor Ort spricht Pfarrer Martin Rüsch mit der Künstlerin selbst sowie mit Johann Hinrich Claussen, Kulturbbeauftragter der Evangelischen Kirche Deutschlands, darüber, inwiefern Kultur ein wesentlicher Teil des kirchlichen Lebens ist. sw

Podium über Kunst und Kirche. 22. August, 19 Uhr, Grossmünster, Zürich

Kunst



Werk von Simon Denis.

Foto: KMW

Eintauchen in ferne Landschaften

Eine Möglichkeit, der Sommerhitze zu entfliehen, ist der Gang ins Museum. In Winterthur kann man die Abkühlung mit dem Eintauchen in Landschaftsbilder aus der Geburtsstunde der modernen Malerei verbinden. Zu sehen sind Sandstrände, Gletscher oder Sonnenuntergänge aus dem 19. Jahrhundert. sw

Zur Sonne! Zur Freiheit! Bis 25. Oktober, Reinhart am Stadtgarten, Winterthur

Agenda

Spiritualität

Gottesdienst zum 1. August

Ökumenische Feier mit Pfrn. Jenny Laske und Pfr. Karl Wolf. Kantorei St. Georg, Cantus Küsnacht, Leitung: Max Sonnleitner (Orgel, Flügel).

Sa, 1. August, 9 Uhr
ref. Kirche, Küsnacht
Anschliessend Frühstück im KGH

«Nachtsamkeit»

Uns Gott hinhalten. Beginn mit einer Abendmahlsfeier. Anschliessend halbstündige Intervalle: Textimpuls – Taizélied – Schweigemeditation – Taizélied, kurze Pause.

Fr, 7. August, 20–24 Uhr
ref. Kirche, Mettmenstetten
Ein- und Ausstieg kurz vor der vollen oder halben Stunde möglich

Raver-Gottesdienst

Holy Groove. Spiritualität und Ekstase. Mit DJ David Suivez, Johanna Köb/ Ecstatic, Dance Zurich und Fraumünster-Pfarrer Johannes Block.

Sa, 8. August, 11.30–12.15 Uhr
Wasserkirche, Zürich
Alle Religionen, Nationen und Geschlechter sind willkommen

Sommerkirche «Fern- und Heimweh»

Zur Sommerferien- und Reisezeit mit Abendmahl, als Proviant für die Lebensreise. Mit Pfrn. Adelheid Jewanski, Jodelchörli Effretikon (Fern- und Heimwehlieder), Jasmine Vollmer (Orgel).

So, 9. August, 10.30–11.30 Uhr
ref. Kirche, Zumikon

Predigtreihe Gastfreundschaft

Die Bedeutung der Gastfreundschaft in der Bibel entdecken. Generationengottesdienst mit Pfrn. Isabel Stuhlmann.

9. August, 10.30 Uhr
(ab 9.30 Uhr Brunch)
Chilepark, Turbenthal

Klosternacht «Sprachlos schön»

In der Klosternacht treten wir aus dem Alltag heraus: mit allen Sinnen, offen für das Sprachlose. Wir singen, hören, sind gemeinsam still, beten, tanzen, tauschen aus und nehmen wahr. Texte: Andreas Nufer.

Fr/Sa, 21./22. August, 20–8 Uhr
Klosterkirche, Kappel a. A.

Eintritt frei, Kollekte, Übernachtung in der Kirche mit eigenem Schlafsack, Mätteli/Kissen; oder Zimmer buchbar (mit Frühstück): Fr. 102.– (EZ), 75.– (DZ), Studierende die Hälfte
www.klosterkappel.ch

Begegnung

Tagespilgern

Etappen der Kulturroute «Auf den Spuren der Hugenotten und Waldenser» gemeinsam erwandern.

jeweils ganztägig
– Sa, 1. August, Buchberg–Rheinfall
– Sa, 15. August, Rheinfall–Barzheim
Anmeldung: 044 867 05 18, beat.frefel@ref-sh.ch, Billette bitte selber lösen, www.kirche-buchberg-ruedlingen.ch

Wilde Weiberküche

Ein Angebot von Frauen für Frauen. In ungezwungenem Rahmen unterschiedliche Formen von Spiritualität erleben.

Do, 18. August, 18.30 Uhr
ref. KGH, Eglisau
www.kircheeglisau.ch

Singtag «enchanté»

Hip-Hop und Worship mit Saymo' K, Rise Up/enchanté-Lieder mit Andreas Hausammann, klassisch und volkstümlich mit Nenad Leonart. Für Kinder bis ca. 7 Jahre separates Programm mit Geschichten, Liedern und Spielen.

So, 30. August, 15–19.30 Uhr
ref. Kirche, Fehraltorf
Anmeldung: sekretariat@kirche-fehraltorf.ch, 044 956 50 70, spontane Teilnahme möglich, www.enchanté-ref.ch

Bildung

Offenes Hagios-Singen

In der besonderen Akustik der Klosterkirche die Hagios-Lieder von Helge Burggrave lernen. Mit oder ohne Notenkenntnisse. Es gibt keine falschen Töne. Leitung: Christine Boeck.

Fr, 14. August, 19.30 Uhr
Klosterkirche, Kloster Kappel a. A.

Eintritt frei, Kollekte

«Menschenhandel – wen interessiert?»

Podiumsgespräch mit Mitarbeitenden der NGO Solva, Alexander Ott, ehemaliger Chef Fremdenpolizei Bern, Pfr. Christian Walti. Showcase mit Marius Bär. Im Rahmen des Themenclusters «Demokratie im Fluss». Anschliessend Apéro.

Fr, 28. August, 18.30 Uhr
Kulturhaus Helferei, Zürich

«Frauen stehen auf – immer noch!»

Frauenwoche in einem Weiler im Centovalli. In der Begegnung mit Frauen aus biblischen Texten und Frauen aus unserer Zeit ermutigt werden, aufzu-

stehen. Kloster-Rhythmus von «ora et labora» mit drei Meditationszeiten in der Kirche und der geteilten Arbeit in Haushalt und Garten. Möglichkeit, sich für Zeiten der Stille und der Begegnung zurückzuziehen.

Mo, 21. September, 17 Uhr bis
Sa, 26. September, 11 Uhr
Casa Convento, Terra Vecchia
Teilnehmerinnenzahl auf zwölf Frauen begrenzt. Kosten: Fr. 150.– bis 250.– (für Übernachtung und Essen, je nach finanziellen Möglichkeiten), Anmeldung bis 30.8.: irmgard.keltsch@kirche-amrheinfall.ch oder e.zingg@gmx.ch, www.kircheamrheinfall.ch

Kultur

Share 'n' Jazz

Mit Worten und Klängen dem Evangelium auf der Spur. Jazz-Experimentierwerkstatt zum Mitmachen, mit oder ohne Instrument. Eine Einladung zu freier Improvisation in Form von Worten oder Klängen. Pfr. Martin Scheidegger (Bassklarinette), Simon Wyrsch (Klavier, Klarinette).

16. und 21. August, 19 Uhr
Wasserkirche, Zürich
www.reformiert-zuerich.ch/jazzkirche

Musikalische Reise durch den Balkan

Musik der Roma aus Rumänien, Ungarn, der Slowakei und weiteren Ländern sowie Klezmermusik. Gruppe Dusha: Flora Thalassa (Violine und Gesang), Ludovit Kovac (Cymbal), Désirée Senn (Violine, Cello und Gesang), Rebekka Weber (Piano, Gesang, Perkussion).

Fr, 21. August, 19–20.15 Uhr
Arche 2.0, Laufen am Rheinfall 6, Dachsen

Ensemble Safran «Salto alla Turca»

Zirkusluft schnuppern mit Medleys und Musik von Mozart bis Arutjunjan, von «O mein Papa» über Charlie Chaplins «Smile» bis zu «Salto Mortale» und den Variationen zu «Il carnevale di venezia». Texte: Andreas Nufer.

So, 30. August, 17.15 Uhr
Klosterkirche, Kloster Kappel a. A.

Eintritt frei, Kollekte

Eine Stimme für die Unsichtbaren

Mit Filmen, Fotografien und KI erzählt Mohamed Bourouissa in seiner Ausstellung «Pour Noubia» von Menschen, die oft übersehen werden. Biografien von Ausgrenzung, Unsichtbarkeit, aber auch von Mut und neuen Perspektiven.

Mo-Mi, Fr/So, 11–18 Uhr, Do, 11–20 Uhr
Ausstellung im Migros-Museum für Gegenwartskunst, Zürich

Bis 6. September, Eintritt frei

Weitere Anlässe:
[reformiert.info/veranstaltungen](https://www.reformiert.info/veranstaltungen)

Leserbriefe

reformiert. 13/2026, S. 1
Nachwehen einer Abstimmung

Begrenzte Fläche
Das Abstimmungsergebnis zur Nachhaltigkeitinitiative berührt uns als Kirche im Kern. Meine Haltung gründet weder auf politischem Kalkül noch auf mangelnder Solidarität, sondern auf der Verantwortung für die Schöpfung und die Zukunft unserer Landeskirche. Wir bekennen uns zu Gott als Schöpfer. Schöpfungsverantwortung bedeutet auch, die Endlichkeit unserer natürlichen Lebensgrundlagen anzuerkennen. Der biblische Auftrag, die Erde zu «bauen und zu bewahren» (Genesis 2,15), schliesst einen sorgsam Umgang mit Kulturland und Ressourcen ein. Gerade in der dicht besiedelten Schweiz dürfen wir diese Realität nicht ausblenden. Wer die Schöpfung bewahren will, muss deshalb auch den verantwortungsvollen Umgang mit den begrenzten natürlichen Lebensgrundlagen zum Thema machen dürfen. Gleichzeitig verliert unsere Landeskirche Jahr für Jahr Mitglieder. Eine glaubwürdige Kirche muss sowohl die Bewahrung der Schöpfung als auch ihre eigene Zukunft ernst nehmen. Mut zur Wahrheit und Verantwortung gegenüber kommenden Generationen gehören für mich untrennbar zum christlichen Auftrag.
Adrian Honegger, Flaach

Für alle offen bleiben
Als langjähriger Leiter politischer Abstimmungskampagnen auf nationaler und kantonaler Ebene sowie ehemaliger Präsident der Kirchgemeinde Chur bin ich der Meinung, dass sich die Kirche nicht an politischen Abstimmungskampagnen beteiligen sollte. Sie ist keine politische Partei. Als öffentlich-rechtliche Körperschaft sollte sie parteipolitisch neutral bleiben und ihre Glaubwürdigkeit nicht durch Abstimmungsempfehlungen aufs Spiel setzen. Diese Aufgabe kommt den Parteien und Verbänden zu. Die eigentliche Aufgabe der Kirche liegt darin, sich für Frieden, Menschenrechte und die Würde aller Menschen einzusetzen. Sie soll die gesellschaftlichen Entwicklungen aufmerksam und wachsam beobachten und ihre Stimme dann erheben, wenn fundamentale Werte gefährdet sind – unabhängig

davon, ob dies nun den politischen Mehrheitsverhältnissen entspricht. Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen einem parteipolitischen Engagement und einer ethisch begründeten Stellungnahme. Letztere gehört zum Auftrag der Kirche. Dazu gehören für mich offene Kirchen für alle Menschen sowie der Einsatz für Frieden, Freiheit und Menschenrechte.
Mark Curdin, Chur

Ihre Meinung interessiert uns. zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, 8001 Zürich. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 668163 Exemplare
Redaktion
AG/ZH Veronica Bonilla Gurzeler (bon), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Anouk Holthuijsen (aho), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Stefan Welzel (sw)
BE Hans Herrmann (heb), Isabelle Berger (ibb), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Miriam Bossard (Gestaltung), Nicole Huber (Produktion)
Korrektur: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert.zürich
Auflage: 208 247 Exemplare (WEMF)
reformiert.zürich erscheint vierzehntäglich, im August erscheint nur eine Ausgabe.

Herausgeber: Trägerverein reformiert.zürich
Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil
Redaktionsleitung: Felix Reich
Stellvertretung: Anouk Holthuijsen
Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Maya König Favre, Simone Clerc
Redaktion und Verlag
Preyergasse 13, 8001 Zürich, 044 268 50 00
redaktion.zuerich@reformiert.info
admin@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Bitte der Einwohnerkontrolle Ihrer Wohngemeinde mitteilen.

Stadt Zürich: 043 322 15 30
kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch
Stadt Winterthur: 058 717 58 00
mutationen@reformiert-winterthur.ch
Veranstaltungshinweise
agenda.zuerich@reformiert.info
Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
071 314 04 74, u.notz@kueba.ch
Nächste Ausgabe: 28. August 2026

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG
Papier
Ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

myclimate
Wirkt. Nachhaltig.
Drucksache
myclimate.org/01-24-625131

Porträt

Für Frieden Menschen an einen Tisch bringen

Gastronomie Für David Höner sind Restaurants ein Fundament der Gesellschaft. Seine «Küche ohne Grenzen» bringt Beizen in Krisengebiete.



David Höner weiss, wie wichtig Restaurants als Treffpunkte sind – gerade auch in Krisengebieten. Foto: Annick Ramp

Schon von weither sichtbar sitzt David Höner in der Beiz zwischen den offenen Glasschiebetüren, mit weissen kurzen Haaren und weissem Hemd, eine Zeitung lesend. Manchmal blickt er auf und schaut in die Bäckeranlage hinaus, einen kleinen Park in der Stadt Zürich. Ein Lieblingsort, sagt er. Höner hat lange in der Nähe gewohnt. «Es ist ein Treffpunkt von völlig unterschiedlichen Menschen, wie der ganze Kreis 4.» Direkt zu Beginn der Begegnung schiebt der 70-Jährige ein Buch über den Tisch. «Hier steht eigentlich alles drin», sagt er lapidar und mit feinem Lächeln. Autor des Buchs «Kochen ist Politik» ist Höner selbst.

Darin beschreibt er, wie es zur Umsetzung seines Herzensprojekts gekommen ist, des gemeinnützigen Vereins Cuisine sans frontières, der Küche ohne Grenzen.

Vom Kochen zum Tanzen
Begonnen hat alles in Egg und in Dübendorf, wo der Pfarrerssohn David aufwuchs und Koch lernte, nicht zur Freude der Eltern. Nach 15 Jahren im Beruf entschied er sich für eine Tangoausbildung in Argentinien. Danach war er zehn Jahre als Tanzlehrer und Theaterregisseur in Zürich und Berlin tätig.

Das alles erzählt Höner wie im Schnelldurchlauf. Viel wichtiger ist

ihm, was er auch heute noch tut. Da ist einerseits das Schreiben. Schon während seiner Zeit als Tänzer begann er mit Theater- und Prosastücken sowie Hörspielen. Als er mit seiner Partnerin 1994 im Rahmen eines Wohnungsaustauschs in die Agglomeration von Ecuadors Hauptstadt Quito zog, kam auch noch der Journalismus hinzu.

Damals begann der Koch, für das Gastronomiemagazin «Salz & Pfeffer» zu schreiben, schliesslich wurde er Redaktor. Bis Höner für eine Reportage ins Bürgerkriegsgebiet in Kolumbien fuhr. «Dort erkannte ich das Potenzial einer Idee, die ich einmal fiktiv in einem Prosastück

beschrieben hatte», erzählt Höner. In Katastrophen- oder Kriegsgebieten sterbe oft als Erstes das Gastgewerbe, und damit verschwinde ein öffentlicher Raum, in dem sich die Bevölkerung treffen und austauschen könne. Ein Ort, der Halt gebe. Gerade in solchen Gebieten müsste man doch Beizen eröffnen! «Ich erzählte einer Freundin davon, und sie sagte: Mach das!»

Beizen geben Sinn und Halt
Höner gründete die Organisation Cuisine sans frontières. «2005 eröffneten wir in Kolumbien die erste Beiz dank Unterstützung aus dem Freundeskreis und mit viel Eigenkapital.» Die Idee habe funktioniert. «Wenn es ein Restaurant gibt im Dorf, verändert sich die Stimmung.» Die Arbeit stifte Sinn, und der geschützte Raum ermögliche es, Kontakte zu knüpfen und zu stärken,

«Wenn es ein Restaurant gibt im Dorf, verändert sich die Stimmung.»

sagt Höner. So sei es auch möglich, dass die Menschen am Tisch Konflikte beilegen.

Der Verein ist gegenwärtig mit über einem Dutzend Projekten aktiv. In Burkina Faso etwa, in Kolumbien, im Libanon. Und auch im Zürcher Bundesasylzentrum. Teil des Konzepts sind Ausbildungsprogramme, die den Leuten Zukunftsperspektiven eröffnen sollen.

Höner findet Gaststätten für die Gesellschaft insgesamt bedeutungsvoll. «Quartierbeizen müssten staatlich gefördert werden. Eine gesunde Gastronomie ist wichtig», sagt er dezidiert. Restaurants wie das Bistro Brot in der Bäckeranlage mag er. Und auch simple Strassenkioske, wo es beinahe alles zu kaufen gibt und ein paar Tischchen dazu, seien «Orte, an denen sich die Leute treffen».

Ein Mann kommt vorbei und bittet um Geld. Höner klaubt ein paar Münzen hervor und wünscht dem Mann einen schönen Tag. Als dieser weiter weg ist, sagt er: «Man kennt ihn hier.» Auch Höner selbst hat zu wenig Geld, um in der Schweiz leben zu können, was er eigentlich gern würde. «Auf der Quaibrücke beim Bellevue stehend würde ich den Ort allein am Geruch erkennen», sagt er. Und wieder erscheint dieses feine Lächeln. Marius Schären

Gretchenfrage

Lena-Lisa Wüstendörfer, Dirigentin:

«Manchmal klingt es besser als geplant»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Wüstendörfer?
Ich bin reformiert, und für mich als Musikerin sind Religion und die geistliche Musik von grosser Bedeutung, aber auch sinfonische Werke. Sehr viel Musik wurde zudem für kirchliche Räume geschrieben, und viele Kirchenräume bieten eine tolle Akustik. Ich habe auch einen reformierten Chor aufgebaut und lange dirigiert, nämlich den Messias Chor Zürich.

Erleben Sie spirituelle Momente bei Ihrer Arbeit?
Damit Orchestermusik funktioniert, müssen ganz viele Menschen harmonisch zusammenspielen und sich wortlos verständigen. Manchmal gibt es Momente, in denen dies noch besser klappt als geplant. Da kann es durchaus zu Sternstunden kommen, die sich fast überirdisch anfühlen. Oder wenn das Publikum nach einem Stück einen Moment lang still ist, bevor der Applaus losgeht, ohne dass das abgemacht wäre. Solche Momente sind magisch.

Gibt es Musik, die Sie ganz besonders berührt?
Es kommt für mich mehr auf den Moment an als auf ein bestimmtes Werk. Zurzeit beschäftigt mich besonders Musik, die sich mit den Fragen «Wo gehöre ich hin?» und «Was gibt mir Halt?» befasst. Das sind un-menschliche Fragen, mit denen sich besonders die geistliche Musik beschäftigt, aber nicht nur: In meinem aktuellen Projekt «The Bash» mit Popmusiker Marc Sway geht es auch um Heimat.

Welchen Bezug haben Sie zur reformierten Musik?
Die Kantaten und Motetten von Johann Sebastian Bach sind grossartige Musik und nicht trennbar von den reformierten Grundinhalten. Ich werde es nie leid, diese Stücke zu hören. Mir gefällt auch die Nationalhymne gut. Besonders, wenn man sie – als Nummer 519 des Kirchengesangbuchs – in der Kirche hört. Denn da denkt man nochmals anders über ihren textlichen Inhalt nach. Interview: Isabelle Berger



Lena-Lisa Wüstendörfer (43) leitet das Swiss Orchestra und ist Intendantin von Andermatt Music. Foto: zvg

Christoph Biedermann



Mutmacher

Und alle Fahrgeister lachten mit

«Ich mache als Trampilotin am liebsten Frühdienst. Es gefällt mir, der Stadt beim Aufwachen zusehen und zu beobachten, wie sie sich verändert. Manche Passagiere sind schon munter, andere noch müde, gerne schenke ich ihnen einen mitfühlenden Blick und freue mich über ein Lächeln. An einen Morgen erinnere ich mich immer wieder. Ich war mit dem 11er-Tram Richtung Rehalp unterwegs, da meldete die Leitstelle eine Streckenblockierung. Inmitten der Stosszeit, das Tram war proppenvoll. Ich musste die Fahr-

gäste bitten, auszusteigen. Also nahm ich das Mikrofon und setzte an: «Liebe Fahrgeister ...». Ich brach wegen meines Versprechers in Gelächter aus. Ich konnte nicht mehr aufhören zu lachen, jedes Mal, wenn ich zur Durchsage ansetzte, ging es wieder los. Dabei steckte ich immer mehr Passagiere an, irgendwann lachte das ganze Tram mit! Beim Aussteigen schauten die Passagiere, wer im Führerstand sitzt, viele hoben den Daumen hoch. Aus meinem Missgeschick war ein schöner Moment für alle entstanden.» Aufgezeichnet: ck

Claudia Künzli, 53, ist seit über 25 Jahren Trampilotin in der Stadt Zürich. reformiert.info/mutmacher